

# Das Pfennig-Magazin

der  
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

5.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Juni 1, 1855.

## Die Boa oder Anaconda.



In der vorliegenden Zeichnung ist die Natur auf der That belauscht. Ein Maler stellt uns ein kriechendes, schön geflecktes Ungeheuer, eine Anaconda (boa constrictor, Königsschlange), in einem Augenblicke dar, wo man ihr ein Kaninchen Preis gegeben hatte, weil man meinte, daß die Zeit wieder da sey, in welcher sie Hunger zu haben pflegt. Es waren bereits mehrere Tage hingegangen, ohne daß sie sich desselben bemächtigte und das unschuldige Thierchen bereits ganz mit dem Feinde vertraut geworden, dessen Schlund ihm bald zum Grabe werden sollte. Plötzlich richtete sich die Schlange auf, öffnete den schrecklichen Rachen, und stürzte sich, schnell wie der Blitz, auf ihre Beute. Sonderbar jedoch, der Hunger mußte nicht stark genug seyn, denn von Mitleid ist bei einem Thiere nicht die Rede. Die Schlange zog sich wieder zurück und legte sich aufs Neue zu trä-

ger Ruhe nieder. Das Kaninchen hat nicht die Gefahr geahnet, in der es schwebte, und der es, ehe es daran denkt, unterliegen muß. Im Winkel lauscht ein Affe und scheint wie Satan mit boshafter Freude das Schicksal desselben zu beobachten, weil er ziemlich fern ist, denn außerdem dürfte er nicht lange sicher seine Zähne fletschen. In der Wildniß dient ein Affe solchen Schlangen öfters auch zur Speise. Das kriechende Ungeheuer weiß nämlich eben so schnell die höchsten Aeste der Bäume zu erreichen und in raschen Windungen bis zu ihrer Spitze zu dringen. Selbst ein Fluß ist ein schwaches Hinderniß gegen seine Verfolgungen. Mitten durch die schäumenden Fluthen jagt es seiner Beute nach.

Im Kampfe mit einem ihrer würdigen Feinde, oder besser: mit einem Feinde, der ihr Widerstand

leistet, macht die Boa außer dem Nachen ihre Muskelkraft geltend. Sie umschlingt ihren Gegner und bricht ihm die Knochen entzwei. Ist benutzt sie noch einen Baum dazu, der ihrer Kraft als Hebel dient. Halb um den Stamm geschlungen, halb sich um ihre Beute windend, hat sie doppelte Kraft, den Widerstand der Leßtern zu überwältigen. Krachend brechen die Knochen entzwei. Das getödtete Thier wird so zu einer weichen langen Masse, welche nun ohne großes Hinderniß den weiten Schlund hinabgleiten kann. Zum Ueberflusse bedeckt die Schlange es noch mit einem zähen, schlüpfrigen Geiser, der das Ganze in eine unförmliche Masse wandelt. So gelenk die Schlange vorher war, so sehr sie in der Wildniß bis dahin gefürchtet werden muß, so starr, unbeweglich und unbehilflich pflegt sie zu seyn, sobald sie ihren Raub verschlungen hat. Sie gleicht dann mehr einem ungeheuern Baumstamme und ist eine leichte Beute der Neger, welche sich ihrer bemächtigen, um ihr die Haut abzuziehen, und das Fleisch zu genießen. Daß indessen die Boa oder Anaconda, die Diamantschlange, die Königschlange, die Abrottschlange und wie man sonst diese unter einander wenig verschiedenen Schlangen nennt, sich auch an Tiger, an Ochsen und dergleichen wagen sollten, möchte doch zu bezweifeln und ein so seltener Fall seyn, daß man wenig sichere Zeugnisse davon aufstellen kann. Das Thier ist überhaupt schon selten. Man kann manche Reisebeschreibung von Wahrheit liebenden Männern lesen, ohne sie erwähnt zu finden. So haben die Gebrüder Lander doch einen großen Theil des innern Afrika's, von der Küste bis an den obern Theil des Nigers, besucht und dann die ganze Fahrt bis zur Mündung desselben hinab unternommen, und von Elephanten, von Flußpferden, von Alligatoren so Manches erzählt und gesehen, aber hiervon schweigen sie in sämmtlichen drei Bänden, die wir von dieser so interessanten Entdeckungsreise haben\*). Allerdings mag es ein schreckenerregender Anblick seyn, einem solchen Ungethüm zu begegnen, das sich über Gebüsch und Pflanzen und Gärten in langen Windungen, funkelnd im Strahle der Sonne, dahin bewegt, und im Grase, im Sande, die Spuren seiner wellenförmigen Bewegung zurück läßt und vielleicht eine Heerde Gazellen und kleineres Wild vor sich her jagt, aber gesehen mögen dieses Schauspiel wohl Wenige haben. Sonst, selbst noch vor 20 — 30 Jahren, hatte man in Europa nicht leicht Gelegenheit, ein lebendiges Exemplar zu finden. Das Klima sagt ihnen nicht zu. Man muß durch Wärmflaschen, durch warme Bäder, durch wollene Decken, es ihnen künstlich zu bereiten suchen. Seitdem aber dieß bekannt ist, findet man sie fast in allen Menagerien und zum Theil von ausaezeichneter Größe. Wir haben sie wenigstens von 6 — 8 Ellen Länge in Leipzig gesehen. Eine der größten hatte man 1817 am Bord des Schiffes, das den Lord Amherst von Batavia nach London führte. Als sie, was gewöhnlich alle 4 — 6 Wochen zu geschehen pflegt, hungrig war, steckte man eine Ziege in ihren Käfig, die sich ihrer Feindin mit vielem Muthe zu erwehren suchte. Sie ging

der Schlange mit den Hörnern entgegen, so, daß diese darauf verzichtete, sie am Kopfe zu packen, sondern sie am Beine faßte, sie gewaltsam zu Boden riß und sich so schnell um das arme Thier wand, daß jedes Entkommen unmöglich war; denn die Ziege konnte sich nicht rühren und ersticke bald. Jetzt biß die Schlange ihre Windungen, und suchte nun den Kopf der Ziege in ihren Nachen zu bekommen. Die Hörner waren ein großes Hinderniß, aber nach zwei Stunden hatte sie doch den großen Bissen hinabgewürgt; es schien, als wollten die Hörner den schuppigen Leib durchbehren, dessen Umfang noch einmal so groß war. Mehrere Tage lang konnte sich die Schlange nicht von der Stelle rühren.

Die vorliegende Abbildung zeigt, wie die Schlange ihre Beute verschlingen wollte, ohne es aber zu thun. Letzteres hat Schreiber dieses drei Mal hinter einander gesehen. 1826 befand sich die durch ihre vielen Schlangen ausgezeichnete van Dintersche Menagerie in Leipzig und eine große, schöne Diamantschlange war am 20. April ganz blind geworden, ein sicheres Zeichen, daß sie sich in den nächsten Tagen häuten werde. In der Nacht vom 21. zum 22. April ging dieser Prozeß vor sich. Mit neuem Leben, in neuer Schönheit, wie verjüngt kam sie ihrem Wärter am Morgen entgegen. Es gleicht die Schlange bis dahin dem Vogel in der Mauer. Sie ist träge und unwohl, bis diese Zeit überstanden ist. Wir theilen, was nun folgt, mit den Worten mit, welche wir damals darüber in der Zeit. für die Eleg. Welt, No. 82., als Augenzeuge geschrieben haben.

So wie sich eine Schlange gehäutet hat, hat sie wieder guten Appetit, aber dieser darf nicht übergangen werden, und so reichte ihr der Wärter ein ungefähr 6 Wochen altes Kaninchen hin, das sie auch gleich mit Begierde packte. Während sie damit beschäftigt war, holte er den Unterzeichneten, der längst gewünscht hatte, vom Diner oder Dejeuner einer Schlange Zeuge zu seyn. Als er ankam, war das Kaninchen bereits gänzlich verschlungen, aber ein anderes zu ihr hineingelassenes, von gleichem Alter, wurde eben so begierig angenommen, und war im Augenblicke todt. Noch hatte sie den Hinterleib desselben nicht verschluckt, als sie schon auch das dritte ihr vorgehaltene beim Kopfe nahm. Dieß letztere ward aber dadurch nicht gleich getödtet, weil die Schlange, noch mit dem Hinterleibe des vorigen beschäftigt, nicht kräftig genug den Kopf zusammenquetschen konnte. Es arbeitete aus allen Kräften mit den Hinterbeinen, um sich von seinem unerbittlichen Feinde zu befreien. Aber dieser ringelte sich ein paar Mal um das Thierchen herum und lähmte dadurch die Muskelkraft desselben, und noch halb lebend kam es so in den Magen der Schlange, denn man sah sehr deutlich, wie dasselbe in ihrem Innern sich noch aleichsam zu sträuben und zurück zu wollen schien. Die Schlange hatte indessen schon ein viertes Kaninchen, das mindestens sechs Monate alt war, gepackt, und mußte nun ihre Muskelkraft in größerem Maaße geltend machen, denn dieß sträubte sich nicht wenig, so unermuthet in das Labyrinth eines Schlangensleibes zu gehen. Doch jeder kleine und größere Versuch desselben wurde mit einer neuen Windung von der Schlange

\*) Reise in Afrika, zur Erforsch. des Nigers von Rich. und Joh. Lander. Aus dem Engl. von \*r. Leipzig, 1833. 3 Th.

erwidert. Mit einer Schraube ließ sich das kriechende Ungeheuer jetzt vergleichen. Statt wie sonst 5 bis 6 Ellen lang zu seyn, bildete sie nun einen mächtigen Klumpen, in welchem die Weiße des Kaninchens sonderbar gegen die Mosaikhaut der Schlange abstach. Das Kaninchen ward dadurch so lang ausgedehnt, als es nur möglich war, und eine Spur des Lebens ließ sich nicht mehr wahrnehmen. Für den kleinen Kopf der Schlange schien es aber immer eine schwere Aufgabe, das verhältnißmäßig große Thier hinunter zu schlucken. Indessen löste sie dieses Problem sehr gut. Ihre Oberkinnlade hat nämlich vorne zwei Zähne, die sehr spitzig sind. Diese schlägt sie in ihr Opfer gleichsam ein, und hält es unbeweglich fest, bis die ungemainer Ausdehnung fähige Unterkinnlade sich schraubensidmähig weiter darüber hingehoben hat, als die obere einhakte. Jetzt kommt nun gleichsam ein zweites Moment. Die obere Kinnlade läßt los, fährt wie der Blick einige Zoll weiter vor \*) und hakt sich wieder so ein. Immer bald mit der Ober-, bald mit der Unterkinnlade wirkend, ist das Opfer schnell — hinabgedreht gleichsam, ohne daß sie ihm etwa die Knochen zerbrach, denn wenn dieß gewesen wäre, hätte das Kaninchen No. 3. nicht halb lebend in ihrem Bauche herumspazieren können und den Krebsgana machen wollen, noch weniger aber es mit Schleim und Speichel zu überziehen, und einen ekelhaften Brei daraus zu machen gebraucht, wie man wohl öfters in den naturhistorischen Werken argegeben findet. Das ganze Schauspiel selbst war sehr dazu geeignet, weiche Herzen zu erweichen. Von großer Mitleid der Thiere war keine Rede. Sie sind in der Regel schnell erstickt. Sonderbar bleibt es aber, daß alle die Opfer, welche den Schlangen vorgehalten wurden, nicht im Mindesten Furcht vor ihrem Feinde hatten. Sie spazierten ohne Scheu und Angst ruhig in den Windungen derselben umher, bis er sie mit einem Male beim Kopfe nahm, ohne daß sie einen Laut von sich gaben. No. 2. ließ lustig bis zu diesem Augenblicke im Kästen umher.

Man sieht, wie dieß Thier, gleich den meisten Amphibien, lange ohne Nachtheil hungrig, aber dann auch überreichlich Nahrung annehmen kann. Von Gift ist übrigens bei allen diesen Schlanaenarten nicht die Rede, und in dieser Hinsicht sind sie weder Menschen noch Thieren gefährlich. Ob sie bis auf einen gewissen Grad zu zähmen und für die Stimme ihres Wärters, für seine Liebkosungen empfänglich sind, wagen wir nicht zu entscheiden.

Die Riesenschlange ist in Ostindien und in Afrika zu Hause, und erlangt eine Größe von 20 bis 30 Fuß; sie ist dicker, als der Leib eines Mannes. Ihr Kopf ist kuglich. Die Haut sieht meistens gelblich oder bräunlich aus.

### Ansicht von Staffa.

Zu den seltensten Naturmerkwürdigkeiten gehört die kleine Insel Staffa, eine der Hebriden, die um Schottland herum liegen und zum Theil bewohnt, zum Theil ohne Einwohner sind. Staffa liegt unter dem 57. Grade nördl. Breite, westlich von der Insel

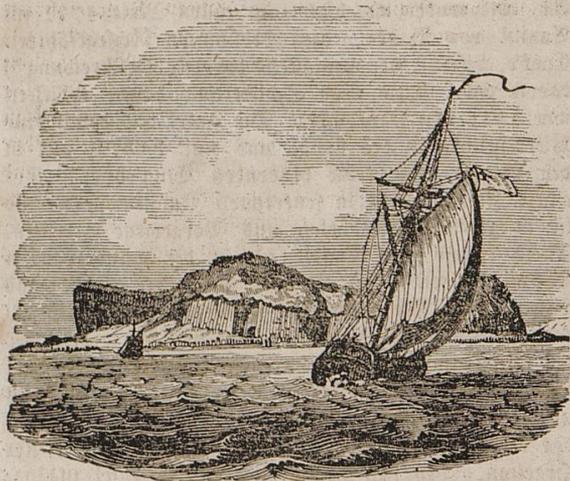
\*) „Wie der Blick“ scheint eine kleine Hyperbel, ist es aber nicht. Bei dem dritten Kaninchen, das sie fraß, kam dadurch der Finger des Wärters, der es hielt, unter ihren Zahn, und wurde ziemlich verletzt.

Mull und nordöstlich von der Insel Jona auf Icolmkill, und wurde angeblich zum ersten Male 1772 im Anzuge von Banks, dem berühmten Reisegefährten Cook's, besucht, der wenigstens die erste Beschreibung \*) davon gab. Eine neue Schilderung davon erhielten wir 1831 von Pankoucke. Die Insel hat kaum eine Viertelstunde in der Länge und nur halb so viel in der Breite, hat keine bleibenden Einwohner; ihre ganze Küste besteht in senkrechten Basaltmauern und ist in zahllose Einfahrten und Boracberge zerrissen. Diese Masse von Basalt ist in die wunderbarsten Säulen von allen Größen gestaltet, welche das Wunder der Memnonensäule wiederholen, nämlich unter gewissen Umständen einen Ton von sich geben, der die Insel auch als Melodienhöhle bezeichnen ließ. Wenn nämlich die Wellen und Wogen des Meeres in die innere Höhle dringen, welche sich innerhalb des Seitengewölbes bildet, so erzeugt sich eine Art Orgelton. Nur an diesem Orte ist die Insel zugänglich und die Höhle selbst führt auch den Namen der

### Fingalsgrotte.

Der Name Fingal's, Waters des Ossian, gilt nämlich in der Sage des Volkes für alles Große, Wunderbare und Außerordentliche, und so nannte man diese Höhle, dieß von der Natur gebildete Säulengewölbe, Fingal's Grotte. Die Größe beträgt 227 Fuß, nach Andern 250, in der Tiefe, und 50 bis 100 Fuß in der Höhe, und am Eingange 40, tiefer hinein 50 Fuß Breite. Von oben herab träufelt immer Feuchtigkeit, und nach einigen Angaben sollen die erwählten harmonischen Töne, die aus Ossian's unsichtbarer Harfe zu kommen scheinen, durch dieses Tröpfeln hervorgebracht werden. Nach Andern soll tief im Innern der Fels eine Oeffnung haben, und dadurch der Ton entstehen, wenn das Wasser durchströmt. Das Gewölbe, welches durch die Menge schlanker, dem Eckene nach so künstlich gearbeiteter Säulen gebildet wird, zeichnet sich auch dadurch aus, daß es gleichsam das Schiff einer Kirche darzustellen scheint, welches von zwei Reihen getragen wird, aber von einer Feuersbrunst halb zerstört wurde und zum Theil seine Säulen zusammenstürzen sah. An einer Stelle, seitwärts, zieht sich das Gewölbe enger zusammen und verengt sich dermaßen, daß es kaum die Breite eines Stuhles behält, den man auch Fingal's Sessel genannt hat. Die Säulen bilden nie ein Ganzes, sie bestehen aus einzelnen Blöcken, welche durch eine kalkartige, citrorenfarbige Materie mit einander verbunden sind. Ueberhaupt ist das Spiel der Farben, wenn die Sonne hineinscheint und das Meer ruhig sich darin abspiegelt, unvergleichlich. Die Engländer selbst zweifeln daran, daß die Höhle mit einer Sage von Fingal in Verbindung stehe. Sie halten sich mehr an den französischen Geologen Faujas Saint Fond, der später als Banks die Insel besuchte und über den Namen sorasaltige Etuntiauna einzog, aber dadurch Banks Irrthum entdeckte. Der Führer desselben hatte sie in der galischen Sprache als Finlin's Höhle bezeichnet, und Finlin auf weiteres Befragen als Finlin's Mac-Coal anagaben, was der Dolmetscher mit Fingal's Vater übersetzte. Allein Finlin ist nichts als der Genitiv von Fin, die Musik, und es wäre also nur die Höhle der Musik, die Melodienhöhle. Das Gewölbe, welches auf den vorerwähnten Säulengängen ruht, ist an vielen Stellen eben so schön gebogen,

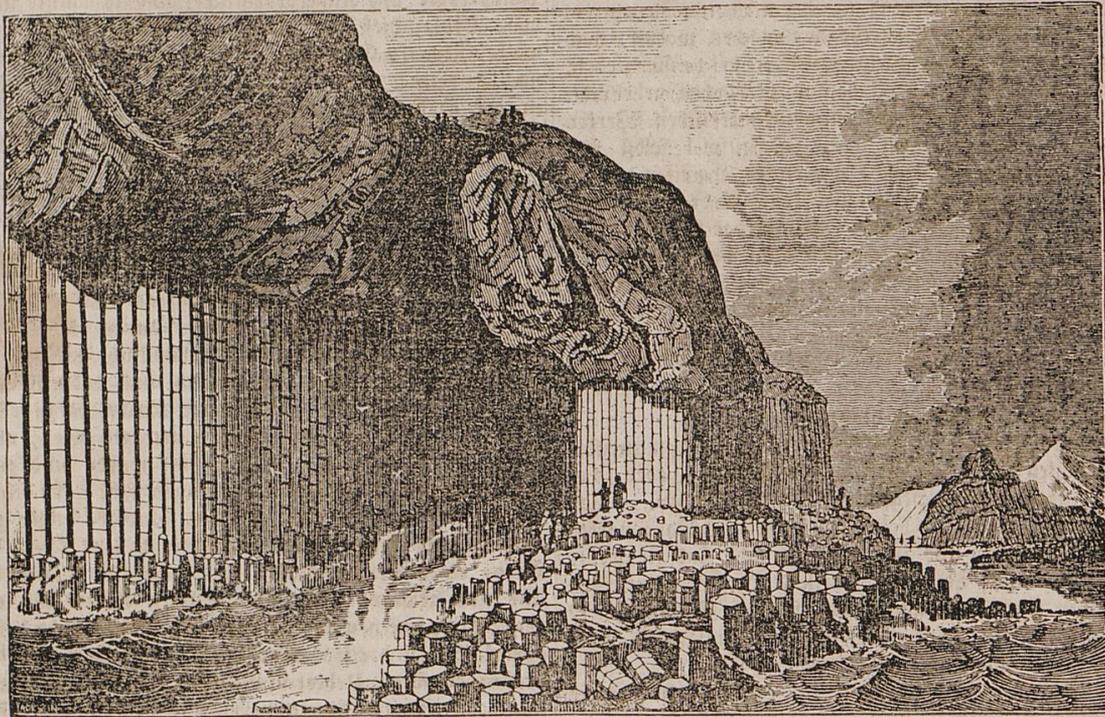
\*) In Pennant's Reise durch Schottland.



Die Insel Staffa.

wie mit dem Meißel glatt abgehauen. Der Fußboden bleibt meist das ganze Jahr mit Wasser bedeckt,

und in der Regel kann die Höhle selten anders, als auf einem Kahne besucht werden, ja selbst dieß läßt sich nur bei stillem Wetter unternehmen. Ein Fußweg gestaltet sich nur hinter dem einen Säulengange, ist aber zu schmal und zu schlüpfrig, um von einem Andern als einem Waghalse benutzt werden zu können. Da die Insel ganz unbewohnt und bei unruhiger See gar nicht zu besuchen ist, so darf es nicht wundern, daß die Nachrichten über ihren Namen und ihre Beschaffenheit sich ziemlich widersprechen. Banks kam nur durch Zufall dahin, als er auf einer Reise nach Island auf der Insel Mull landete, und hier von einem Irlandsder, Leach, hörte, daß er bei einer Angelfahrt ein Wunderwerk getroffen habe, das seiner Meinung nach zu den größten der Welt gehöre. Natürlich reizte dieß Banks, sich nun selbst davon zu überzeugen. Das Inselchen gehört der Familie Macdonald, welche sie für etwa 70 bis 80 Thlr. verpachtet, weil dort nämlich Fischfang betrieben wird; denn auf der ganzen Insel ist kaum Erde genug, ein Paar Halme Hafer zu nähren. Nur wenige Hirten weiden einige kleine Kühe und Pferde einen Theil des Jahres über, denn die Stürme sind hier so heftig, daß man es nur während des Sommers hier aushalten kann.



Die Fingal'sgrotte.

### Die Seufzerbrücke.

Es giebt nicht leicht eine berühmtere Brücke, als die Seufzerbrücke, Ponte dei Sospiri, in Venedig. Es giebt aber dessenungeachtet auch wohl keine unansehnlichere. Sie ist kaum eine Brücke zu nennen, denn ihre Gestalt kommt mehr einem großen Fourgon gleich, da sie von allen Seiten verschlossen, überwölbt und nicht einmal mit einem Fenster oder einem Lufterloche versehen ist. Wodurch ward sie denn nun so berühmt oder berüchtigt? Weil von Hunderten, die über sie wanderten, selten Einer ohne Thränen, ohne Seufzer, ohne Klagen diesen Weg ging, weil so Viele, die von Außen sie erblickten, nicht ohne Schau-

dern und Seufzen das Auge wieder wegwendeten. Seit Jahrhunderten war sie das Schrecken der Staatsgefängenen, die in den Kerkern, welche dem Dogenpalaste gegenüber liegen, ihrem Schicksale entgegen sahen. Meistens endete dieß mit dem Tode, zu welchem das furchtbare Gericht der Zehn sie verdammt. Wenn sie vor demselben erscheinen sollten, so holte man sie aus ihrem Gefängnisse ab, führte sie über diese Brücke in den Dogenpalast, und gewöhnlich kehrte Niemand zurück. Die Vollziehung des Urtheils folgte dem Ausspruche der Zehn fast auf dem Fuße. Auch jetzt noch ist diese Brücke mit Recht eine Seufzerbrücke zu nennen. Giebt es auch keinen Dogen, kein Gericht der Zehn mehr in Venedig, so findet man doch noch den Palast des Erzern und



Die Seufzerbrücke.

die Kerker ihm gegenüber und ein hohes Tribunal dort, so wie fast stets Gefangene hier, welche dann eben so wie sonst über die Seufzerbrücke vor den Richter gebracht werden, um ihr oft hartes Urtheil zu vernehmen. Wer sich unterrichten will, wie es jetzt in diesen Kerker zücht, muß die eben erschienenen trefflichen Denkwürdigkeiten des Grafen Silvio Pellico, Leipzig, 1833 von \*r. a. d. Ital. übersetzt, zur Hand nehmen. Der genannte Graf ging ebenfalls über diese Seufzerbrücke mit so manchen seiner Freunde und giebt von seinen Schicksalen unter den Bleidächern Venedigs, den berühmten Piombi's, eine sehr unpartheiische, aber um desto glaubwürdigere Nachricht.

### A u s d ü n s t u n g.

Die Ausdünstung ist der Weg, auf welchem die Natur beständig Wasser in die Luft emporbringt, in der es zu mancherlei Zwecken aufbewahrt wird. Pflanzen, Thiere, Menschen und Gewässer dünstet beträchtlich aus. Nach St. Martin's Beobachtungen dünstet ein Baum von mittler Größe an einem einzigen Sommertage gegen 30 Pfund Wasser aus. Ein erwachsener Mensch verliert durch die Ausdünstung täglich im Durchschnitte gegen 2 Pfund. Man hat berechnet, daß die Menge Wassers, die von einer

Fläche, wie jene des mittelländischen Meeres, an einem einzigen Sommertage durch Ausdünstung in die Höhe steigt, über 52,800 Millionen Tonnen beträgt. Und was ist die Größe des mittelländischen Meeres gegen die des atlantischen und des stillen Meeres oder der Südsee? Auch von den Gewässern des festen Landes steigen ununterbrochen Wasserdämpfe in die Luft empor.

Wie groß muß also die Menge der Dünste seyn, die sich stets in der Luft befinden! Allein so lange sie bloß in Dampfgestalt in ihr verweilen, werden wir ihre Gegenwart nicht gewahr. Das Wasser ist in diesem Zustande nicht bloß unsichtbar, sondern es macht auch nicht naß.

### Der Bär mit dem Pferde.

Zu den bekanntesten reisenden Thieren gehört der Bär, deeshalb, weil er in der ganzen Welt gefunden wird, wo es nur Wälder und Höhlen giebt, in denen er sich verbergen kann, ohne von der Bevölkerung ausgerottet zu werden. Vor hundert Jahren fand man ihn selbst noch in Deutschland häufig. Sachsens Erzgebirge sah zu jener Zeit noch manchen fangen, und der einsame Wanderer konnte nicht immer ohne Gefahr die Waldpfade verfolgen. In den Schweizergebirgen sind sie auch jetzt noch nicht ganz

ausgerottet, und Rußland, Polen, Sibirien, so wie Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland, sehen diese Raubthiere sehr häufig. Eben so ist es in den andern Welttheilen, etwa Südindien ausgenommen, obschon auf dem neu entdeckten Kontinente daselbst, auf dem dort zu vermuthenden Polareise, am Ende doch auch weiße Bären zu Hause sind, wie am Nordpole. Man hat allerdings verschiedene Arten von Bären, die durch Größe, Farbe und Nahrungsweise von einander abzuweichen. In Europa ist der braune, in Amerika der schwarze, am Nordpole der weiße Bär zu Hause. In der Hauptsache gleichen sie sich aber alle, doch sind der weiße und der amerikanische schwarze als die größten anzunehmen. Der weiße ist zunächst bloß auf Fleischnahrung angewiesen, da der Norden am Pole keine Pflanzen erzeugt, die andern Arten nehmen auch letztere zu sich, und manche Gattungen sind bekannt genug deshalb. Sie zeichnen sich selbst durch ihren Geschmack an Honig und andern Süßigkeiten aus. Von der Größe des Eis- oder weißen Bären kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich erinnert, daß die Mannschaft des vom Capitain Ross kommandirten Schiffes Alexander einen tödtete, der 1131 Pfund wog. Er schwimmt vortrefflich, und sich darauf verlassend, geht er oft viele Meilen weit auf einem Eisfelde in die See hinaus, was ihm aber doch auch oft das Leben kosten mag. Dit gelangt er aber auch so von Amerika nach Norwegen. Für die Wallfischfahrer ist er ein böser Gast, besonders da er auch gut untertaucht und also den Kugeln im ersten Augenblicke ausweicht, um dann desto muthiger ein Boot anzugreifen. Man sah selbst einen, dem beim Hinanflattern an Bord die Takel abgehauen war, die Verfolgung nicht eher aufgeben, bis er auf dem Verdecke gerödtet wurde. Inzwischen finden sich diese Thiere oft in ganzen Heerden vor, und von ihrer Stärke erzählt Scoresby ein Beispiel. \*) Ein Matrose wurde von einem solchen Bären in den Rachen genommen und so schnell davon getragen, daß ihn, trotz seines Schreiens, die Kameraden nicht zu retten vermochten. In der Regel greift er aber, ungerührt, nicht leicht Menschen an, sondern beunruhigt sich mit Fischen, Seehunden, Rennthieren, todtten Wallfischen, menschlichen Leichnamen. Sein Geruch ist, wie der aller Bären, außerordentlich gut; meistens riecht er, wenn die Schiffer den Thran sieden, und findet sich ein, die weggeworfenen Nester des Wallfisches zu verzehren. Der Bär hält eine Art Winterschlaf; auch der Eisbär ist demselben unterworfen, doch in minder hohem Grade, denn man bemerkte ihn auch bei der strengsten Kälte, gegen welche er von der Natur durch eine außerordentliche Fettmasse geschützt wird. Man fand schon öfters im Herbste gegen hundert Pfund Fett bei einem Eisbären. Gegen den Sommer nimmt dieser Vorrath ab; da ist das Thier mager und um desto hungriger. Wie dem Wallfischfahrer Scoresby ein Matrose geraubt wurde, bemerkten wir oben. Ein ähnliches Beispiel sah der Holländer Wilhelm Barrens zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als er bei Staatenland vor Anker lag. Zwei Matrosen hatten sich da zum Schlafen ans Ufer begeben und den einen nahm ein Eisbär beim Genicke. „Wer packt mich denn von hinten?“ rief der Schlaftrunkene, in der Meinung, daß man ihn necke. Allein der Bär zerbiß ihm schnell den Kopf, und der andere Matrose eilte so rasch davon, als der Schreck und die Angst es gestatteten.

\*) W. Scoresby Tageb. einer Reise a. d. Wallfischfang. Hamburg, 1825. S. 126 ff.

Alle seine Kameraden kamen mit Flinten und Piken dem Feinde entgegen, der sich sein Opfer aut schmecken ließ. Ohne Furcht stürzte er sich auf die Matrosen, packte einen derselben, lief mit ihm davon und zerriß ihn in Stücke. Durch mehrere Kugeln, die ihn in die Stirn trafen, wurde er endlich erlegt und von den zwei Matrosen noch ein kleiner Rest gefunden. Und doch ist dieß wilde Thier zu zähmen und lebt in der Gefangenschaft seine Gewohnheiten zum großen Theile ab. In der Van Alkensch Menagerie sahen wir 1832 einen, der nichts lieber genoß, als Milch und Brod und übrigens mit seinem Besitzer aufs Freundschaftliche koste. Von einem falschen, türkischen Blicke im Auge war keine Spur. Er ließ auf sich reiten; er setzte sich auf die Hinterpfoten und schien keine größere Wonne zu fühlen, als wenn ihm einige Eimer kaltes Wasser über den Leib gegossen wurden. Auch die Liebe dieses Thieres zu seinen Jungen ist rührend. 1775 kam eine Bärin mit ihren zwei Jungen zu der im Eismeere überwinternden Fregatte, das Todtengerippe. Die Mannschaft erlegte erst die Jungen, und verwundete dann die Mutter, welche mit ihnen durch den Geruch eines Seeperdes angelockt worden war, dessen Thran ausgeschotten wurde. Unter den heftigsten Schmerzen kroch die Bärin zu den todtten Körpern und versuchte, sie mit den Zähnen in die Höhe zu bringen, und ächzte und kroch fort, um sie zum Aufstehen zu reizen. Endlich brüllte sie furchtbar gegen das Schiff an, bis mehrere Kugeln ihrem Schmerze mit dem Leben zugleich ein Ende machten. Der Eisbär ist eine willkommene Beute. Er gewährt viel Fett, einen trefflichen Pelz für Schlitten, ein recht schmackhaftes Fleisch. Nur die Leber soll nachtheilige Folgen haben. Sein Haar gleicht der Wolle eines Schaafs, ist lang, fein, weich, milchweiß und hin und wieder mit Gelb überlaufen. Dieß Thier, das sehr lange lebt, ist 6 bis 8 Fuß groß.

Der Landbär, sein in der ganzen Welt verbreiteter Bruder, ist dem Scheine nach sehr plump und minder groß, als jener, aber doch immer Eines der gewaltigsten Raubthiere, das durch Kraft und Beweglichkeit um so mehr auffällt, je weniger sein Neuzeres die letztere vermuthen läßt. Besonders in den Tälern, und vorzüglich in den Bortertälern, hat er eine enfschliche Stärke. Er klettert die Bäume hinauf, geht auf den Hintertfüßen, und läuft recht schnell. Sonst war er auch in Deutschland überall zu Hause. Das Sprichwort vom faulen Bärenhäuter ist uralt und stammt aus der Zeit, wo es weder Betten noch Sopha's gab, sondern der Faullenger sich auf die Haut eines solchen Thieres lagerte, um warm und weich zu liegen. Im Gothaischen wurde der letzte Bär 1686 bei Ruhla erschossen. Tyrol, Steiermark, Krain &c. nährt sie noch in den finstern Alpenfluchten. Bern in der Schweiz hat seinen Namen, sein Wappen von ihnen und die Bauernhöfe daselbst haben im Winter manchmal große Noth mit denselben, doch ist die dortige Art nicht so groß und wild, um Menschen anzugreifen; sie nährt sich mehr von Kastanien und andern Früchten. Fleisch ist ihre letzte Nahrung. Auch Fische sind dem Bären nicht unwillkommen. Man sieht, er ist kein Kostverächter und eben dadurch geeignet, in der ganzen Welt zu leben. Die gefürchtetste Art des Landbären ist der schwarze in Nordamerika, besonders in Canada und noch höher hinauf. Die Jagd auf ihn gehört zu den gewagtesten Unternehmungen. Ein solcher Unheld war einmal, von 6 Kugeln getroffen, wild genug, seinen Feinden mit einer Wuth entgegen zu gehen, daß sich

diese in der Angst ins Wasser stürzten und mit Mühe ihrem Verfolger entgingen. Eines der schrecklichsten Abentheuer der Art ist folgendes.

Wenn in Nordamerika sich viele Theilnehmer zu einer großen Jagd in der Wildniß vereinen, so gehen gewöhnlich ein oder zwei beherzte Schützen voraus, um das zum Unterhalte des ganzen Zuges nöthige Wildpret zu schießen. So machte auch Hugo Glas den Vortrag, denn seine Büchse galt für die beste unter allen, und keiner wußte richtiger zu zielen, als er. Nicht allzu weit von den Uebrigen dringt er eben durch ein dickes Gebüsch, als er, nur drei Schritte von sich entfernt, eine weiße Bärin entdeckt, die sich hier ihr Lager bereitet hat, und ehe er noch den Hahn aufziehen und losdrücken kann, hat ihn dieselbe — denn gleich wieder durchs Gebüsch zu kommen, wäre eben so unmöglich gewesen — bei der Gurgel gefaßt und zur Erde geworfen. Die grimelige Feindin reißt ihm ein Stück Fleisch aus der Brust und trollt dann zu ihren zwei Jungen, um mit ihnen den rauchenden Leckerbissen zu theilen. Hugo Glas hat noch Kraft und Besonnenheit genug, auf Flucht zu denken; doch kaum sieht die wachsame Bärin, daß er aufstehen will, als sie mit den Jungen sogleich zurückkehrt und ihre Liebkosungen aufs Neue beginnt. Dießmal reißt sie ihm ein Stück aus der Schulter, schlägt ihm den Arm auf, und verwundet ihn furchtbar mit der Tazge am Kopfe. Ihre Jungen konnten bei dem tapfern Anarisse nicht Theil nehmen, denn schon sind die Jagdgefährten von Hugo nachgekommen, und der muthigste von ihnen giebt Feuer auf eines, daß es stürzt. Das andere eilte allerdings gegen ihn los, so daß er sich in ein nahes Wasser flüchten mußte, hier aber doch noch Zeit gewann, ihm ebenfalls eine tödtliche Kugel in den Leib zu jagen. Die übrigen Jäger hatten indessen Alles gethan, den armen Hugo Glas zu befreien. Sieben oder acht Schüsse tödteten die über ihrem blutenden Opfer stehende grimelige Bärin. Ihre Klauen war nun Hugo entronnen. Aber was half es ihm? Er lag in seinem Blute da. Sein ganzer Körper war eine Wunde. Wundärztliche Hülfe konnte man ihm nicht schaffen, ihn fort zu transportiren, blieb eben so unmöglich, besonders da man auch im Lande feindlicher Indianer war, worin mit Sicherheit Niemand lange bleiben durfte. Unter diesen Umständen zog die Jagdpartie weiter und ließ zwei aus ihrer Mitte bei dem Unglücklichen. Sie sollten bleiben, bis er verchieden oder im Stande sey, den Weg nach dem nächsten Handelsposten anzutreten. Indessen, als etwa fünf Tage um waren, und der arme Hugo immer noch nicht Genesung hoffen ließ, verloren die zwei Zurücklassenen die Geduld. Hartherzig nahmen sie seine schöne Büchse und das Pulverhorn, und was er sonst hatte. Wehr- und nahrunglos ließen sie ihn liegen und zogen auf der Spur den Nebriegen nach, bis sie wieder zu ihnen stießen. „Er ist todt!“ versicherten sie und zeigten zum Beweise den genommenen Raub vor. Kein Mensch zweifelte an ihrem Worte.

Der arme Glas lebte aber noch und hatte bei aller Schwäche nicht Lust zu sterben. Er kroch im Geaentheile zu einer nahen Quelle, und zehn Tage lang labte er sich hier mit wilden Beeren und klarem Wasser. Seine Wunden heilten mehr und mehr, so daß er nun schon daran denken konnte, nach dem Kiawafort aufzubrechen, einem Handelsposten, am Missouri gelegen, aber freilich wohl siebzig deutsche Meilen fern! und diese siebzig Meilen mußte er durch dicke Waldungen, ohne allen Schutz, ohne aebahnten Weeg, ohne bestimmte Nahrung zu machen suchen! Dennoch, Gott,

seinem Mutho, seiner Ausdauer vertrauend, wagte er es. Und es gelang. Nur eine gute Mahzeit erquickte ihn. Ein paar Wölfe erwüraten ein Büffelkalb. Er wohnte im Dickicht ihrer Nordthat bei. Als sie sich entfernt hatten, erquickte er sich an den Ueberresten ihres Raubbes. Einem Gerippe ähnlicher, als einem Menschen, mehr kriechend als gehend, langte er in Kiawa endlich an, und seine Abentheuer pflanzten sich von Mund zu Mund bis auf den heutigen Tag fort!

Die größte Stärke hat der Bär, wie gesagt, in seinen Tazgen; mit ihnen bricht er Bäume entzwei, schlägt seinen Feind nieder, und wenn es ein Ochse wäre, so schleppt er mit ihnen seine Beute fort. Das Bild, welches wir hier liefern, zeigt uns einen Bären, der ein junges Pferd hält, das er über einen Baum trägt, welcher zufällig die Brücke über einen Strom bildete. Ueberall ist aus diesem Grunde die Bärenjaad weniger das Jagtstück eines Einzelnen, als das Unternehmen vieler. In Schweden wird es von der Kanzel verkündet, sobald das Kirchspiel sich dazu versammeln soll. Nachgestellt wird dem Bären aber überall. Sein Fett ist sehr brauchbar; Viele glauben, es berge eine stärkende Kraft. In Paris nimmt man es daher gern zu Pommeden. Das Fell ist ein treffliches Pelzwerk für Schlittendecken, zu Mäffen und dergleichen. Die Tazgen sind ein Leckerbissen in Rußland, Polen und dem ganzen Norden, und auch das übrige Fleisch ist dort den Aermern willkommen. Ein Bärenschinken gilt auf einer Bauernhochzeit so viel wie ein Schweineschinken bei uns. In Kamtschatka wird auch sonst noch Gebrauch vom Fette und von der innern Haut der Gedärme gemacht. Der Handel mit Bärenfellen ist nichts weniger als unansehnlich, und das Stück kostet immer 5 bis 10 Thaler. Am Schmackhaftesten sind die Bären tazgen zur Zeit des Herbstes, denn da aehrt der Bär in seine Höhle, um den Winter zu verschlafen, zu verträumen und von seinem Fette zu zehren, namentlich aber an diesen Tazgen zu saugen, die dann zum Frühjahr, wenn er herauskommt, ganz blutig und äußerst empfindlich sind. Junge Bären lassen sich in hohem Grade zähmen und abrichten. Man fand sie daher sonst auch häufig an Höfen in dazu eingerichteten Gruben und Gräben, und zum Theil ließen sie halb frei herum. Daß man solche zahme Bären oft im Larde herumführt, ist bekannt; es aechah sonst noch viel häufiger als jetzt. Sie waren zum Tanze abgerichtet und benahmen sich freilich plumv aenua dabei. Fast alle kommen aus Litthauen, besonders aus Smoragorie daselbst, wo gleichsam ihre hohe Schule war. Indessen ist es nicht leicht, der Jungen habhaft zu werden, denn die Bärin schützt sie muthig und bewacht sie gar klügelich. Welche List aber wäre groß aenua, der menschlichen die Spitze zu bieten? Man setzt Honig mit Branntwein hin und berauscht so die Jungen und ihre Mutter. Schlafen sie, was in Nordamerika der Fall ist, in hohlen Baummen während des Winters, so zündet man diese an, und wenn sie nun herunterstiegen, um der Hitze zu aehen, werden die Alten aetödet, die Jungen aebunden. Eben so fängt man sie in großen Gruben, die mit Pfosten und Pfählen ausaeseht sind und oben mit Erde, Reisig und Laub bedeckt werden. Ein dorthin aeführter Pfad, und eine daselbst anaebachte Lockspeise verleitet sie hin zu aehen, wo sie dann hinein stürzen. An die Grube sitzt ein Kasten, durch eine Fallthüre und einen enaen Gang, der zu ihm führt, von der aertern aetrennt. Will man den Bären lebendig haben, so roekt man ihn, bis er in den Gang aecht, und dann bleibt ihm nur der Kasten offen. Wie ein solcher Bärenkasten aussieht, zeigt jede Menager-

rie. So giebt es noch hundert andere Arten, wodurch man dem armen Pefz das Leben oder die Freiheit raubt, da er einerseits als Raubthier gefürchtet wird und andererseits dem, der ihn erlegt, ein schönes Stück Geld, so wie, wenn er ihn mit freier Faust tödtet, gar große Ehre verschafft, denn vor einem Manne, der es mit einem Bären aufnimmt, hat doch Jeder eine Art von Respekt. Am Meisten zeichnen sich die Kamtschadalen im Bärenkampfe aus. Sie gehen dem Ungeheuer mit einem Messer in der linken Hand und einem Dolche in der rechten entgegen; den letzten stoßen sie ihm in den Rücken. Am Empfindlichsten ist die Nase des Bären. Ein Schlag auf diese kann ihm das Leben rauben. In ältern Zeiten war es ein grausames Volksvergnügen, den Bären mit Hunden zu heßen. Es fand dergleichen fast an allen Höfen Statt. Jakob der Erste von England kannte keine größere Freude. In Wien hat die Bärenheße noch bis zu Joseph's II. Zeit Statt gefunden. Es gab fast alle Sonntage dergleichen im Prater. In Leipzig belustigte man sich während der Anwesenheit des Hofes zu Anfange des 18. Jahrh. daran. Gottlob, daß solche Dinge ein Ende haben!



Der Bär mit dem Pferde.

Wenn der Bär ein Thier gefangen hat, so saugt er ihm das Blut aus und schleppt es in seine Höhle. Geht der Weg einen Hügel hinauf, oder durch Sträucher oder über einen Steg, so daß er seine Beute nicht gut fortschleppen kann, so hat man in Norwegen bemerkt, daß er den Kumpf in die Vorderpfoten nimmt und bloß auf den Hinterpfoten läuft, wie man auf der hierbei befindlichen Abbildung sieht.

### Wirkung der Tonkunst.

Wie wunderbar die Töne auf das menschliche Herz wirken, ist allgemein anerkannt. Selbst auf die rohesten Menschen äußert oft die Tonkunst die wunderbarsten Wirkungen, und wir brauchen nur den berühmten Stradella und seine Verfolger zu erwähnen, um unsre Worte zu bekräftigen. Selten werden jedoch die Beispiele davon hinlänglich bekannt, und wir glauben mit folgender Mittheilung wohl manchem Freunde der Tonkunst eine augenblickliche Unterhaltung zu gewähren.

Pietro del Castelnovo, ein Edelmann und Herr zu Castelnovo, lebte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. So sehr man ihn damals als Dichter schätzte, eben so sehr bewunderte man die reizende Anmuth seiner Stimme und den feinen Geschmack, womit er sich selbst bei dem Gesange auf der Laute begleitete. Einmal reiste er nach Roccamartina, um daselbst Einen seiner Bekannten zu besuchen. Bei seiner Zurückreise aber wurde er in dem Walde von Vallogna von Räubern angefallen. Sie nahmen ihm sein Pferd, sein Geld, kurz, Alles, was er bei sich hatte, zogen ihn bis aufs Hemde aus, und wollten ihn ermorden. Der Dichter bezugte ihnen, wie gern er sterben würde, wenn sie ihm nur noch vorher gestatten wollten, Eines seiner Lieder zu singen. Die Räuber bewilligten es ihm. Nun fing Pietro del Castelnovo an, ein aus dem Stegreife verfertigtes Gedicht zum Lobe seiner Meuchelmörder mit dem gefühlvollsten Ausdrucke zu singen, und dabei auf der Laute zu spielen. Sanftes, nie empfindenes Vergnügen ergoß sich in die Herzen der Barbaren, und verdrängte in ihnen den Gedanken an die Ausführung ihrer schrecklichen That. Sie schenkten ihm das Leben, und mit demselben sein Pferd, sein Geld, kurz, Alles wieder, was sie ihm vorher geraubt hatten.

### W o c h e.

1. Juni 1520. Montezuma, Kaiser von Mexico, wird auf der Mauer der Verschanzung von Cortez durch seine eigenen Unterthanen ermordet.

2. Juni 1485. Matthias Corvinus, der berühmte König von Ungarn, eroberte im Kriege gegen den Kaiser Friedrich III. Wien.

Am 3. Juni 1815 zu Dresden 62 J. alt, starb Wilh. Gottlieb Becker, der vieljährige Herausgeber des berühmten Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, zugleich als Erzähler und Dichter und Archäolog überall bekannt und geachtet.

Am 4. Juni 1314 war der Geburtstag der weltberühmten Laura, der Geliebten Petrarca's, des berühmten italienischen Dichters.

Am 5. Juni 1568 erfolgte die Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn zu Brüssel auf Befehl des grausamen Herzogs von Alba.

Am 6. Juni 1533 starb Lodovico Ariosto, der berühmte italienische Dichter zu Ferrara, 58 J. alt, als er noch mit Vollendung seines romantischen Heldengedichtes Orlando Furioso beschäftigt war.

Am 7. Juni 1814 kamen Alexander I., Friedrich Wilhelm III. und der alte General Blücher nach London.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.  
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.